

(Nachdruck verboten.)

frau Pilatus.

Von Oscar Madson.

Autorisierte Uebersetzung von J da A n d e r s.

Frau Krog ließ ihre Gabel fallen und starrte ihren Mann sprachlos an.

„Gast Du sie wirklich vorgeladen?“

„Natürlich. Es war notwendig.“

„Aber weißt Du denn nicht, daß sie in andren Umständen ist?“

Er sagte ein paar Worte darüber.

„Was hat das Gericht damit zu thun?“

„Aber in dem Zustande — nervös und hysterisch, wie sie ist...“

„Um so besser. Dann kann sie keine Komödie spielen. Dann kriegen wir gerade die Wahrheit heraus.“

„Nun bist Du garstig, Oswald.“

Der Assessor lachte laut, dann stand er auf und ging um den Tisch herum zu seiner Frau. Er wollte sie küssen, um ihr so den Mund zu schließen und ihre ferneren Einwendungen zu verhindern. Aber sie widerstrebte:

„Nein, Du verdienst keinen Kuß.“

Assessor Krog faßte sie liebevoll unter das Kinn.

„Du kleine Frau Pilatus,“ sagte er. „Gast Du wieder böse Träume gehabt?“

„Nein, keine Träume,“ antwortete sie ärgerlich. „Der Besuch war wirklich genug. Du solltest mir dafür danken, daß ich Deine wie meine Würde so gut gewahrt habe. Aber Dir gegenüber — unter vier Augen — werde ich die Meinung meines Herzens sagen dürfen.“

Nun wurde der Assessor verdrießlich und verletzt.

„Es nützt nichts, Raubhild, darüber noch zu sprechen,“ sagte er kurz und bestimmt. „Frau Winther kommt morgen ins Verhör.“

„Du verhörst sie nicht, Oswald!“

„Bei Gott, ja!“

„Dann bist Du ein Unmensch.“

„Böhl möglichst. Aber trotzdem thue ich meine Pflicht!“

„Deine Pflicht?“ machte sie nach. „Du mit Deiner Pflicht.“

„Gerade. Siets meine Pflicht. Und damit basta! Gefegnete Mahlzeit!“

XI.

Es vergingen eine Nacht und ein Tag, ein langer, schrecklicher Tag, und wieder eine Nacht, in der der Bankbeamte Winther endlich Ruhe, gesunde und süße Ruhe, fand und den sicheren Schlaf des Gerechten schlief, bis Schwänenmoos spät am Morgen seine Zellentür öffnete. Das Kreischen des Schließels in dem schweren Schloß machte den Gefangenen sofort völlig munter, dieser verdammte Laut, der Winther jedesmal, wenn er ihn hörte, stärker und stärker reizte, denn mehr wie alles andre rief er laut von Freiheitsberaubung, von Einsperrung.

Schwänenmoos plauderte freundlich drauf los, während er dem Verhafteten die Sachen auf der Pritsche zurechtlegte.

„Na, heut Nacht ging es wohl besser mit dem Schlaf?“ fragte er teilnehmend.

„Ich habe geschlafen wie ein Murmeltier,“ bestätigte Winther, der geschwind in die Kleider fuhr und den warmen Thee hinunterpülte.

Sobald er angekleidet war, mußte er zum Auskloffen in den Gefängnißhof. Er kannte den Weg vom vorhergehenden Tag und ging mit festen, sicheren Schritten die hohen knarrenden Treppen in der Mitte des Arrestgebäudes hinab.

Am Hofausgange stand der mürrische graubärtige Gefangenenwärter, den Winther von seinem Besuch im Sturzbad kannte. Der Arrestant nickte ihm freundlich zu, doch der alte Murrekopf verstand keinen Spaß. Er grüßte nicht wieder, sondern kommandierte barsch:

„Vorwärts! Vorwärts! Wir müssen uns beeilen!“

Es war nämlich sein Amt, aufzupassen, daß der rechte Zwischenraum zwischen den Gefangenen innegehalten wurde,

während man sie, einen nach dem andern, in den Gefängnißhof hinausließ, so daß der eine den andern nicht bemerkte.

Diesmal kam Winther doch so fix hinaus, daß er akkurat einen Schimmer von seinem Vorgänger auffing, einem schlimmen Banditen, der gerade um die Ecke bog.

Winther folgte der Schür, die ausgespannt war, um den Weg anzugeben, in schnellem Schritt. Er hörte vor sich Schlag auf Schlag, wie die Sprossentüren zu den kleinen dreieckigen Gefangenenhöfen zuschlugen, die in Sternform von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausstrahlten, und durch Mauern, die so hoch waren, daß sie jede Verbindung zwischen den Gefangenen verhinderten, von einander getrennt wurden. An der Sprossentür zu jedem Gefangenenhofe stand außerdem ein schliefender Wache.

Schwänenmoos stand schon und wartete an der angelehnten Thür. Er trug eine große blaue Brille, der Sonne wegen, die heiß auf den betonbelegten Hofplatz herabschloß.

Als Winther vorbeiging, nickte er ihm freundlich zu. „Ein kleiner Landaufenthalt,“ scherzte er.

Der dreieckige Gefängnißhof maß gut und gern seine dreißig Schritte in der Länge, immerhin dreimal so viel als die Zelle. Und Winther schritt aus, hier konnte man ja förmlich spazieren gehen. Begierig sog er die Luft ein, sonderlich frisch war sie gerade nicht in diesen heißen Sommertagen, innerhalb der engen Gefängnißmauern, in die kein Luftzug hinabdrang; die Nachbarschaft der Bedürfnishäuser der Cafés verleugnete sich auch nicht. Gleichviel, im Arrest wird man genugsam. Es war doch immer eine Abwechslung, eine Erfrischung nach dem Leben in der Zelle, wo die Atmosphäre des Morgens so stickig und schwer und heiß war, daß sie förmlich den Atem benahm und die Adern in den Schläfen pochen ließ.

Das einzige Inventar des Gefangenenhofes war eine Art Hautloß, für die Gefangenen bestimmt, die für Lohn arbeiteten. Winther stiebte sich hie und da ein paar Augenblicke Ruhe auf dem Kloß, was an und für sich verboten war. Aus Neugierde und Langeweile hatte er am vorhergehenden Tage den Wachtmeister, der ihn in der Zelle besucht hatte, gefragt, ob er nicht irgend eine Arbeit bekommen könne, Holz hauen, wenn es nichts besseres gab. Doch der energische Beamte hatte den Kopf geschüttelt: „Nein, das verstehen Sie nicht.“

Eigen hatte er die angenehme Nachricht gebracht, daß es dem Arrestanten nicht verboten sei, sich selbst zu versorgen, und daß schon ein Korb von seiner Frau angekommen wäre. Gerührt und froh hatte Winther, unter des Wachtmeisters Aufsicht, den Korb ausgepackt. Da war ein gebratenes Hühnchen und Brot und Butter im Ueberfluß und Erdbeeren und eine Flasche mit Sahne.

„Sie haben eine sorgsame kleine Frau, die versteht's, Sie zu pflegen,“ hatte der Wachtmeister gesagt. Und zum ersten Male hatte Winther die Andeutung eines Lächelns auf seinem ernsthaften Gesicht gesehen.

Ebenso war dem Gefangenen erlaubt worden, nach Hause zu schreiben.

„Aber Sie müssen daran denken, daß der Brief durch Assessor Krogs Hände geht, daß Sie nichts schreiben, was Ihre Sache berührt“, lautete der Bescheid.

Winther hatte sich also damit begnügt, ganz im allgemeinen ein paar liebevolle und aufmunternde Worte zu schreiben. Sein Briefchen, so sah es ihm, strahlte förmlich vor guter Laune und Zuversicht. Aber sie konnte auch wirklich Trost brauchen, die arme kleine daheim, die nun allein umherging und sich sehnte und ängstigte und die Hände rang und weinte.

Der Gefangene blickte zu dem fleckblauen Himmel empor, den er über seinem Kopf hatte. Leichte Sommerwolken zogen am Horizonte hin, wie ein Zug ferner Schwäne. Und allerlei Gedanken zogen mit den segelnden Wolken: zu offenen Feldern, zu großen grünen Wäldern, zu blanken Seen, unfrühdet von braunspitzigem Nöhrich und flüsterndem Schilf — zu allen lieben altbekannten Pfaden, wo die Weiden in den Sommertagen zu wandern pflegten, während sie lauschend an seinem Arm hing oder saßen, mit gedämpfter Stimme, ihm von ihrer großen erwartungsvollen Sonne er-

zählte über das namenlose Glück, das ihnen Beiden bevorstand. —

Einen Augenblick lang war Heinrich Winther so verloren in diese frohen Träume, daß er ganz vergaß, wo er sich befand — und in Gedanken weit entfernt war von diesem unheimlichen, ungemütlichen Ort.

Aber Schwänenmoos' rasselnder Schlüsselbund rief ihn gleich darauf in die Wirklichkeit zurück.

Er hatte die Lattenthür geöffnet und stand und wartete. Herrgott, so war die halbe Stunde schon vorbei!

Oben in der Zelle harrete seiner eine neue Ueberraschung, neue Freude.

Es war eine frische Sendung von seiner Frau gekommen: Ewaren, einige Toilettenachen und, was den Gefangenen am allermeisten erfreute, zwei große wundervolle Sträuße, die das Gefängnisloch mit süßem Wohlgeruch erfüllten.

Schwänenmoos, der neben ihm stand, holte tief Atem.

„Ja, so 'ne Frau müßte man haben,“ sagte er philosophisch. „Das ist ja ein Segen, in Ihre Zelle zu kommen! Sie können glauben, hier sieht's anders aus, als in den Zählern nebenan!“

„So, ist's da sehr schlimm?“ fragte Winther zerstreut, während er sich daran machte, die Ewaren auszupacken.

„Ja, da können Sie Gift drauf nehmen, manche von den armen Teufeln nebenan haben's scheußlich,“ lautete die Antwort des Schließers, die offenbar von Herzen kam.

Winther reflektierte nicht auf nähere Bekanntschaft mit ihnen. Sowohl rechts wie links hatten seine Zellennachbarn den ganzen vorhergehenden Tag hindurch durch Klopfen an der Wand lebhaft an ihn „telegraphiert“, lange Schläge, kurze Schläge, so und so viele Schläge hintereinander, offenbar ein ganzes Alphabet, ohne daß es ihm möglich gewesen war, den Tadel in ihrem „System“ zu entdecken.

Schwänenmoos blieb bei ihm, bis alles ausgepackt war, und verwahrte sorgfältig jedes Zehchen Papier, das möglicherweise eine schriftliche Mitteilung an den Gefangenen enthalten konnte.

Dagegen entdeckte er nicht die schwachen Bleistiftstriche auf dem Griff der Zahnbürste: „Tausend Grüße von Deiner treuen Luise.“

Schwänenmoos ging, und der Gefangene setzte sich fröhlich und aufgeräumt, um zu essen.

Sein Humor sank doch allmählich, wie die Stunden dahinglitten. Das Sitzen auf der Britsche war unbequem, auf die Dauer nicht auszuhalten. Vom Auf- und Abgehen in der Zelle, neun Schritt hin, neun Schritt her, wie ein Raubtier im Käfig, wurde man auch müde. Ueber dem neuen Testament und den andren Erbauungsschriften konnte er knapp eine halbe Stunde seine Gedanken sammeln.

Die Mittagsstunde war da. Er konnte den Essensgeruch spüren, er konnte die Zellenthüren auf- und zuschlagen hören.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Weg zum Schlaraffenland.

Schon vor manchem Jahrhundert war das Märchen vom Schlaraffenland allgemein bekannt, soweit die deutsche Zunge klingt. Ganz in der nämlichen Weise, wie es heute geschieht, malt bereits ein Schwank von Hans Sachs aus dem Jahre 1530 das gelobte Land des Ueberflusses aus, wo die erlesensten Genüsse jedermann zugänglich sind, ohne daß er einen Finger zu rühren hätte. „Dreh meil hinter weihnachten“ liegt es bei dem Nürnberger Poeten, und wenn man soweit ist, hat man sich erst noch durch einen Hirscheberg von drei Meilen Dicke hindurchzuzureisen, ehe man sich zu den schmelzenden Faulenzern von Schlaraffenland gesellen kann. Wer's soweit gebracht hat, muß sich bloß davor hüten, als lästiger Ausländer ausgewiesen zu werden; das passiert einem, wenn man durch Arbeitswilligkeit unangenehm auffällt.

Nur für einige von den famosen Einrichtungen des Schlaraffenlandes kann Sachs Entdeckerrolle in Anspruch nehmen, z. B. für die neue Thatsache, daß dort die Pferde ganze Körbe voll Eier legen, die Esel Weizen schütten. Dagegen war der Grundstock der kulinarischen und trinkologischen Eigentümlichkeiten von Schlaraffenland schon vor ihm dem deutschen Volke wohlbekannt. Ein Gedicht mit dem Titel: „Ein hubischer spruch vom schlauraffenland“, das dem Ausgang des 15. Jahrhunderts angehört, weiß bereits, daß es in Schlaraffenland u. a. Fladendächer und Wurstzäune giebt, von denen man ohne Umstände essen kann, weil die Läden sich von selbst wieder schließen. Und einige Jahre später spricht Geiler von Kessersberg in einer seiner Predigten über Brant's „Narrenschiff“ von dem

„lächerlichen und fabelhaften Land der Verheißung, wo die Wägen aus Kuchen hergestellt sind, wo die Berge aus Käse, die Steine aus Zucker bestehen, wo die Quellen mit Milch und die Flüsse mit Honig strömen, wo weiße Weizenbrote in den Bäumen hängen mit Wechern voll des besten Weins, wo die Zäune aus Würsten gemacht sind und die gebratenen Tauben den Leuten in den Mund fliegen.“

Bei Anbruch der Neuzeit war also das Märchen vom Schlaraffenland bei den Deutschen bereits vollständig eingebürgert, und man könnte daher versucht sein, ihm deutschen Ursprung zuzuschreiben, zumal auch das Wort Schlaraffe oder Schlauraffe deutsch ist: es bedeutet soviel wie einen gedankenlosen Müßiggänger.

In Wirklichkeit ist aber mit dieser Namensgebung und einer schon durch den Namen angeedeuteten moralisierenden Tendenz, durch die das Märchen bei uns zeitweilig, z. B. durch Sachs, zu einer Sittenpredigt wider Faulheit und Schälerei verballhornt worden ist, das deutsche Urheberrecht dieser Sache erschöpft. Ein langer Weg durch verschiedene Länder und ausgedehnte Zeiträume ist rückwärts zu verfolgen, wenn man bis zum Ursprung des Märchens vom Schlaraffenland gelangen will. „Dreh meil hinter weihnachten“ liegt es nach Hans Sachs: aber hinter oder eigentlich vor jenen ersten Weihnachten, womit die christliche Zeitrechnung anhebt. Bis ungefähr fünf Jahrhunderte vor Christo muß man zurückgehen, um zum erstenmal von Schlaraffenland zu vernehmen. Es ist ein weiterer Weg, der aber der Mühe lohnt, weil er zu der Erkenntnis führt, an was für entschwindene Dinge der Wirklichkeit unser Märchen in phantastisch-übertreibender Form erinnert.

Den Wegweiser, der die einzuschlagende Richtung angiebt, stellt ein niederdeutsches Gedicht des 15. Jahrhunderts dar, das die Ueberschrift trägt: „Dit is van dat edele land van Coedaenghen“ und unter diesem Titel die Mär vom Schlaraffenlande erzählt. Der fremde Name, unter dem es hier auf einmal aufsteht, stammt aus dem Französischen, wo „Coquaine“ die Bezeichnung für Schlaraffenland ist. Und so geht auch der Inhalt des niederdeutschen Gedichts auf ein französisches Vorbild zurück, das dem 13. Jahrhundert angehört, einer Zeit, zu der in Deutschland noch nicht die mindeste Spur von dem Märchen nachzuweisen ist. Das französische Gedicht, dem der Niederländer teilweise wörtlich gefolgt ist, benennt sich „Fabliau de Coquaine“. Keines der charakteristischen Merkmale von Schlaraffenland fehlt in Coquaine, wo man um so mehr gewinnt, je mehr man schläft; denn wer bis Mittag schläft, erhält für diese Leistung 5/2 Sous. „Die Mauern der Häuser,“ so giebt Boeschel (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Bd. V, p. 389 ff.) den Inhalt des Fabliau wieder, „sind von Waden, Lachsen und andren Fischen, die Dachsparren von Stören, die Ziegel von Speck und das Lattentwerk von Würsten. Gebratene Gänse wackeln durch die Gassen, von einer lederen Brüh gefolgt. Ueberall findet man saubere Tafeln, an denen man zu jeder Zeit und unentgeltlich essen kann, was man sich nur herbeiwünscht. Dort läuft ein Fluß von Wein, auf der einen Seite bis zur Mitte mit Rot-, auf der andern Seite mit Weißwein, so daß man ihn gemischt, aber auch jeden für sich trinken kann. Trinktgefäße von Silber und Gold führt der Strom selbst mit sich. Sechs Wochen zählt in diesem Lande der Monat, die Woche selbst aber lauter Sonntage, die kirchlichen Feste werden viermal im Jahre gefeiert, auch vier Carnevale giebt es dort, dagegen nur eine Fastenzeit in 20 Jahren, in der erst recht alle nur erdenlichen Genüsse sich darbieten. Dreimal in der Woche regnet es frischgebakene Torten, und gefüllte Borden holt man sich vom Felde...“ Haß und Habgucht, Neid und Eifersucht sind in Coquaine unbekannt, in ewiger Jugend verbringen seine Einwohner ein fröhliches Leben der Freundschaft und der Liebe und jeglichen andern Genusses.

Das französische Wort Coquaine lehrt in den übrigen romanischen Sprachen mit kleinen Abänderungen wieder: im mittel-lateinischen lautet es Cucania, im spanischen Cucania und im italienischen Cuccagna. Alle vier gehen wahrscheinlich auf das lateinische Coquere, Kochen zurück, so daß Coquaine als das Land des beständigen Kochens, Essens und Trinkens schon durch seinen Namen charakterisiert ist. In Italien ist das Wort Cuccagna noch jetzt die landläufige Bezeichnung für unser Schlaraffenland. Die damit verknüpften Vorstellungen waren bei den Italienern früher so allgemein bekannt, daß in Neapel lange Zeit, und zwar schon gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ein Volksfest alljährlich begangen wurde, das den Namen Cuccagna trug: am Donnerstag vor Fastnacht ward eine mit Federvieh, Würsten und allerlei andern Ewaren beladene Pyramide in feierlichem Umzuge durch die Stadt geführt und schließlich dem Volk überlassen, das sich um die Lederbissen raufte. Bereits im Mittelalter war das Land Cuccagna in Italien sehr populär. Es erscheint schon bei Boccaccio im „Decamerone“ — also gegen Mitte des 14. Jahrhunderts —, allerdings unter dem vom Dichter erfundenen Namen Bengobi; in der Sache geht Boccaccio aber zweifellos auf die volkstümlichen Vorstellungen von Cuccagna zurück. Das Land ist bei ihm mit Bügen ausgestattet, die dem italienischen Geschmaack entsprechen; es giebt da z. B. einen Berg von geriebenem Parmesankäse, auf seinem Gipfel werden unablässig Maccaroni und Mehlköße in Kapaunbrüh gelocht und den Abgang hinuntergerollt.

Das ist nicht die früheste Spur vom Schlaraffenlande auf italienischem Boden. Bereits zwei Jahrhunderte vor Boccaccio, gegen 1162 oder 1164, rühmt sich ein fahrender Kleriker in einem lateinischen Bagantengedicht, das zu Padua entstanden ist: „Ich bin der Abt von Cucania und halte Rat mit den Zechern.“ Gegen

Mitte des 12. Jahrhunderts ließ sich also in Italien schon als bekannt voraussetzen, was unter Cucania zu denken sei.

Wie von den Franzosen zu uns, so ist von Italien nach Frankreich das Märchen vom Schlaraffenlande hinübergewandert. Das Wort Cucania ist zwar vor jenem Gedicht des italienischen Vaganten nicht nachzuweisen; was man sich aber darunter denkt, das war schon viel früher in Italien unter dem Volk bekannt. Aus den Tagen des klassischen Altertums hat sich hier der Stoff des Märchens ins Mittelalter hinübergerettet. Ein Sprung von einem ganzen Jahrtausend ist nötig, um die Brücke zwischen der Sage von Cucania und den ihr zu Grunde liegenden antiken Vorstellungen zu schlagen. Die jüngste erhaltene Behandlung des Stoffes im Altertum findet sich in den „Wahren Geschichten“ des griechischen Synchronisten Lucian aus Samosata, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Rom schrieb. Die Münchshausiaden der „Wahren Geschichten“ kehren bekanntlich ihre Spitze gegen allerlei männiglich geläufige Fabeln, die von älteren Dichtern und Prosaikern als bare Münze in Umlauf gesetzt worden waren, und die Lucian nun lächerlich machte, indem er sie noch überbot. Das Märchen vom Schlaraffenlande nimmt er bei ihm einen großen Raum ein. Er verlegt es nach der Insel der Seligen, weit draußen in den Atlantischen Ocean, jenseits der Säulen des Herkules.

Nur einige Striche von dem ausführlichen Bilde des Lebens dort, das Lucian zeichnete, seien hier wiedergegeben. Die Häuser der Seligen sind von Gold, der Boden ihrer Stadt von Elfenbein, die Mauern von Smaragden. Die Thore bestehen aus dem Holz des Zimmetbaums, während in den Bädern mit Zimmet geheizt wird. Auf den Halmen wachsen nicht Aehren, sondern fertige Brote. In Milch- und Weinquellen ist kein Mangel. Von den Bäumen pflückt man Trinkgefäße aus kristallhellem Glase...

Lucian verspottete mit seiner Insel der Seligen allgemein bekannte, aus Griechenland nach Italien importierte Sagen von einem fernen Wunderlande, wo an allem Ueberfluß herrschte, Arbeit, Krankheit, Streit nicht existierten. Im späteren Altertum dachte man es sich gewöhnlich in Indien gelegen. So weiß z. B. gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. der Rhetor Dio Chrysostomus von Indien zu berichten: „Dort fließen bekanntlich die Ströme nicht von Wasser, sondern von Milch, kristallhellem Wein, Honig und Del, und zwar einen Monat für den König — darin bestehen die ihm gewährten Abgaben —, die übrige Zeit aber für das Volk. Die Pflanzen dieses fruchtbarsten aller Länder sind köstlicher und größer als anderswo, ein mäßiger Lusthauch weht beständig, und die Temperatur ist immer dieselbe, am ehesten dem beginnenden Sommer zu vergleichen. Dazu ist der Himmel dort klarer, sind die Gestirne zahlreicher und glänzender. Unbekannt mit Krankheit und Armut, in stets blühender Jugend und Schönheit, leben die Menschen über vierhundert Jahre. Arbeit ist ihnen fremd, aber auch Gewalt und List. Spielend und lachend wandeln sie täglich mit Weib und Kind zu Strömen und Quellen, erquicken sich nach Belieben an warmen und kalten Bädern und liegen dann singend auf blumenreichen Wiesen unter schattigen Bäumen. Wollen sie von deren Früchten genießen, so neigen sich die Äste zu ihnen herunter, und zahlreiche Vögel lassen von den Zweigen liebliche Weisen herabklingen.“

Die Lokalisierung des Schlaraffenlandes in Indien muß in den Zeiten erfolgt sein, als die Griechen durch die asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen einige Kenntnis von dem fernen Wunderlande erlangt hatten und die übertriebensten Meinungen von den Schätzen und Herrlichkeiten des Hindulandes im Occident Verbreitung und Glauben fanden. So ziemlich den ersten Anstoß dazu mag der Obersteuermann von Alexanders Admiral Nearch, der lägenhafteste Historiker Onesikritos, gegeben haben, von dessen Geschichte Alexanders man urteilte, nicht alles darin sei geschwindelt. Er will von dem berühmten Brahmanen Kalanus in Erfahrung gebracht haben, vor alters sei in Indien alles mit Gerste und Weizenmehl bedeckt gewesen, wie jetzt mit Staub, die Quellen stießen außer von Wasser auch von Honig, Wein und Del; erst infolge der Schlechtigkeit der Menschen sei ihnen von der Gottheit dies Glück entzogen, Mühe und Arbeit aufgeladen worden. Der Gedanke liegt also nahe, das Märchen vom Schlaraffenlande gleich so vielen andern Märchen, die jetzt im Abendlande eingebürgert sind, für ein ursprüngliches Erzeugnis der indischen Phantasie zu halten, das durch die Vermittlung der Griechen zu uns gekommen sei, wie andre durch die der Perser und Araber. Der Gedanke läge um so näher, als sich schon in dem altindischen Epos „Ramahana“ das Land der Uttara Kurus im Stile vom Schlaraffenlande beschrieben findet. Trotzdem wäre die Idee ein vollständiger Irrtum; denn thatsächlich ist das Märchen vom Schlaraffenlande, so wie es zu uns gekommen ist, auf griechischem Boden heimisch. Erst in jüngerer Zeit ist auf das ferne Indien übertragen worden, was ursprünglich an Griechenland selber haftete, allerdings an dem Griechenland einer längst verschwundenen Epoche.

Das Märchen vom Schlaraffenlande war ursprünglich ein griechisches Volksmärchen, das die sehnsüchtige Erinnerung an das verschwundene Glück eines früheren Zeitalters unter den Hellenen fortleben ließ. Die Fassung, in der es im Volksmunde gangbar war, ist uns natürlich nicht direkt erhalten. Seinen Inhalt aber kennen wir aus Stellen attischer Komödiendichter des 5. Jahrhunderts v. Chr. Da schildert z. B. Teleclides die Herrlichkeit der verschwundenen Zeiten so: „Friedlich, von Furcht und Krankheit frei, lebten die Sterblichen, und von selbst bot sich ihnen dar, was

sie bedurften. Von Wein floß der Gießbach, Weizen- und Gerstebrote kämpften miteinander vor dem Munde der Leute um die Günst, verpeißt zu werden, die Fische kamen ins Haus, brieten sich selbst und trugen sich selbst auf, ein Suppenstrom führte warme Fleischstücke in seinen Bogen, und für den Liebhaber stossen in Kanälen daneben pikante Saucen, gebratene Vögel, und allerlei feines Badwerk flogen einem in den Mund oder drängten sich um das Kinn, und das Spielzeug der Kinder bestand aus den ausgesuchtesten Delikatessen.“ Nach dem Dichter Crates brauchte man ehemals nur zu rufen, so traten die belebt gedachten Geräte in Thätigkeit. Zum Tisch sagte man: „Komm' und deck' Dich, zum Badtrog: Knete den Teig, zum Krug: „Schen' ein, zum Becher: „Geh und wasche Dich. Aus andren Komikern ließen sich noch mehr Züge zusammentragen. Das Mitgeteilte läßt aber schon alle wesentliche Charakteristika vom Schlaraffenlande deutlich genug hervortreten.

Was nun das wichtigste ist, mit all jenen schönen Dingen beabsichtigten die Komiker des 5. Jahrhunderts in humoristisch übertreibender Weise die Herrlichkeit des goldenen Zeitalters auszumalen. Es handelt sich bei ihnen um jene vorgeschichtliche Zeit, als Kronos oder mit dem römischen Ausdruck Saturn die Menschen beherrschte. Diese glückliche Epoche wird auch bei Prosaikern vielfach mit Vorzügen ausgestattet, die zu dem Schlaraffenmärchen gehören. So schreibt Plato über das goldene Zeitalter: „Sie betamen massenhafte Früchte von den Bäumen und Gewächsen aller Art; nicht der Ackerbau brachte sie hervor, sondern die Erde gab sie von selbst.“ Oder, wenn Lucian den Kronos rühmend läßt, wie glücklich einst die Menschen unter seinem Scepter gelebt hätten, „als ihnen alles wuchs, ohne daß sie säten oder pflügten, nicht Aehren, sondern fertiges Brot und zubereitetes Fleisch, und der Wein floß in Strömen, und es gab Quellen von Honig und Milch.“ Wie die Eigentumsverhältnisse des goldenen Zeitalters beschaffen waren, darüber geben zahlreiche Stellen bei Dichtern und Prosaikern mit allgemeiner Uebereinstimmung Auskunft. Bei Virgil liest man darüber:

„Nie vor Jupiter bauten das Fruchtfeld ädernde Pflüger; Weber Mal noch Teilung durchschnitt die gemeinsamen Fluren; Alle suchten für alle; ja, selbst die Erde, da niemand Forderte, trug unsklavisch und gern. Doch Jupiters Ratsschluf Gab ihr tödendes Gift der schwarz aufschwellenden Ratter, Sandte die hungrigen Völke zum Raub und regte das Meer auf, Schüttelt' den Honig den Bäumen herab und entriektete das Feuer, Sieß auch stoben den Wein, der in schlängelnden Bächen umherfloß.“

Entsprechend läßt Ovid den seligen Urzustand als kommunistisch erscheinen: der Boden war Gemeingut wie das Licht der Sonne und die Luft. Auch er malt, wie Virgil, das Bild mit Jügen noch lodender aus, die dem Volksmärchen vom Schlaraffenlande entnommen sind: unbestellt starre der Acker von schweren Aehren, Ströme flossen mit Milch und Nektar, gelber Honig tropfte von der grünen Eiche. Diese phantastischen Züge finden sich bei andren Schriftstellern nicht, auch sie aber charakterisieren das goldene Zeitalter als eine Epoche, die das Privateigentum noch nicht kannte.

Seit langem wird darum der Mythos vom goldenen Zeitalter aufgefaßt als eine dunkle Erinnerung an die verlorene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit des urwüchsigen Kommunismus, wie er in der Gentilgesellschaft ehemals bestanden hatte. Und ohne jeden Zweifel ist diese Auslegung richtig. Derselbe ehemalige Gesellschaftszustand wurde also auch durch das zum Mythos vom goldenen Zeitalter gehörige Märchen vom Schlaraffenlande verherrlicht unter dem Gesichtspunkte des materiellen Ueberflusses, der friedlichen Mühe und des behaglichen Lebensgenusses für alle. Der Kommunismus war das verlorene Paradies, nach dem die Griechen sich zurücksehnten. Märchenhaft übertrieben erschien das kommunistische Paradies ihrer Phantasie nachmals in der dichterisch verkürzten Gestalt des Schlaraffenlandes. Beim Kommunismus endigt der Weg zum Schlaraffenlande. —

acy.

Kleines feuilleton.

k. Bei den Heimtlofen der Millionenstadt. Eine ganze Anzahl Opfer hat die Kälte in den letzten Nächten in London gefordert. Am Montag wurden dem Leichenbeschauer für Central-London zwanzig plötzliche Todesfälle gemeldet. Diese Sterblichkeit wird direkt dem kalten Wetter der letzten Zeit, dem plötzlichen Umschwung in Verbindung mit dem Hunger zugeschrieben. So macht sich die Stimme der Heimtlofen und Hungernden in London mit den ersten Winterfällern wieder deutlicher bemerkbar, wenn sie auch das ganze Jahr über dumpf hörbar ist. Selten ist dieser verzweifelte Chor jedoch so stark gewesen wie jetzt. In einer Stadt, die sich stolz ihres Reichturns rühmt, rufen 30 000 Leute nach Brot und Obdach oder nach den Mitteln, es erwerben zu können. Eine der schmerzhaftesten Erscheinungen, die noch bei zunehmender Kälte stärker wird, ist, daß auch viele Frauen und Kinder die Nacht im Freien zubringen müssen. Ergreifende Bilder von der Art, wie diese Obdachlosen die Nächte verbringen, entwirft ein Mitarbeiter eines großen Londoner Blattes. „In zwei aufseht-

ander folgenden Nächten, den älttesten, schrecklichsten und traurigsten, die ich je erlebt habe," schreibt er, "habe ich mich den Verlassenen Londons zugesellt und einige ihrer Lebensstragödien gehört. Und jetzt, während ich in einer besseren, helleren Umgebung einige dieser „menschlichen Dokumente" niederzuschreiben suche, scheint mir die Erfahrung wie ein böser Alp zu sein. . . Die erste Nacht: Die große Glode des Parlamentsgebäudes hatte dumpf ein Uhr morgens geschlagen. Die Themse sah in den Straßen des Mondes fast schon aus. Ein frohlicher Wind blies aus dem Osten und trockte Ueberzieher und Handschuhe. In einer Vertiefung der Blackfriars Bridge, die vor dem Winde geschützt war, schloßen zwei Männer und kauerten zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen. Einige Meter davon saßen ein älterer Mann und eine jugendliche Frau auf einer Bank am Quai. Der Mann hielt das Gesicht zwischen den Händen und starrte wie versteinert auf den Fluß. Das Mädchen, augenscheinlich seine Tochter, schlief. Der Mann bestätigte das, als ich mit ihm sprach. Vor zwei Jahren hatte sie geheiratet, ihr Mann verließ sie aber. Im September ersuhr sie seinen Tod, aber zugleich auch die Thatsache, daß sie nie seine rechtmäßige Frau gewesen, da er schon vorher verheiratet war. Eine Wohlthätigkeitsanstalt hatte von ihrem Fall gehört und sich des Kindes angenommen. Der Alte deutete auf die Schlummernde, berührte dann seinen Kopf bedeutungsvoll und flüsternte: „Sie geht jenen Weg." Zu alt zur Arbeit, verdiente er ab und zu einen Halbpenny oder Penny, indem er auf die Sachen der Schuhmacher aufpaßte, während sie in einer Garcke speiseten. Andere Bänke waren besetzt. Auf einer Bank in der Nähe der Treppe des Temple saßen zwei Männer, von denen einer auf irgend eine Weise in den Besitz eines wirklichen, wenn auch sehr schwarzen Stiefens gelangt war. „Wir sind Gefährten," sagte der weniger glückliche Schläfer, „Plakatmänner, wenn wir ein Plakat bekommen können. Wir arbeiten von zehn bis zehn für einen Schilling täglich. Aber es giebt wenig Arbeit, und zu viele dafür. Jeder kann eben ein Plakat tragen. Heute morgen fand mein Kamerad ein halbes Brot in Papier eingewickelt. Das ist alles, was wir heute gehabt haben." Weiter nach dem Westen zu wurden die Schläfer spärlicher. Ein erschrecktes runzlges Keines Weibchen, deren Jähne hörbar klapperten, erklärte mir, die Metropolitan-Polizei dulde nicht, daß die Obdachlosen die Sitze benutzen. Die City-Polizei ist freundlich, und deshalb halten sich die Quai-schläfer östlich vom Temple. Im ganzen schliefen gegen 100 Männer und Frauen auf dem Quai und in den Vertiefungen der Brücken. Diese Zahl steigt bei warmem Wetter auf 250 bis 300."

„Zweite Nacht: Das Theaterland ist der hellste fröhlichste Ort in ganz London mit den schnell dahinfahrenden Wagen, den hübschen Frauen und blitzenden Diamanten. Das ist die eine Seite des Bildes, die andre sah ich bei meiner zweiten nächtlichen Pilgerfahrt. Es war gegen zwei Uhr, als ich auf zwei Männer stieß, die auf den Marmorstufen des Eingangs zu Drury Lane schliefen. Auf einem Plakat stand „The Vest of Friends". Ein Mann erwachte bei meiner Annäherung; er dachte sicherlich, der Eindringling wäre ein Polizist. Er sagte, er wäre Straßensänger. Er hatte am Samstagabend, dem besten Tage der Straßensänger, 6 Schillinge verdient, aber die Zeiten waren schwer, die Polizei streng und er konnte das Geld für seine Wohnung nicht aufstreuen. Er hatte es dann am Morgen vorher um 6 Uhr bei den London Dogs versucht. Eine Menge von etwa 500 Leuten hatten sich um die großen Thüren versammelt, von denen aber nur 30 Arbeit erhielten. Seine Geschichte war erschütternd. „Gestern Abend verdiente ich drei Pence dadurch, daß ich Droschken für Leute, die aus Drury Lane kamen, herbeirief. Ich kaufte eine Tasse Kaffee für einen Penny, zwei Brötchen und etwas Marmelade, das war meine ganze Nahrung in 18 Stunden. Ein halber Penny ist mir noch geblieben." Außerhalb des Palace-Theatre drängte sich eine Gruppe Männer um das Gitter, um die Wärme aus dem Maschinenzimmer unten aufzufangen. Ein trotz seines hageren Gesichtes und seiner abgetragenen Kleider anständig aussehender Mann teilte mir mit, er wäre Würstchenbinder. Ueber einen Monat war er durch die Straßen Londons gezogen, um Arbeit zu suchen. Drei Wochen vorher war er in ein Asyl für Obdachlose im East-End eingetragen. „Für die dort erhaltene Gastfreundschaft sollte ich eine große Masse Steine brechen. Ich hatte die Arbeit nie vorher gemacht. Meine gewöhnliche Beschäftigung macht die Hände nicht hart, und obgleich ich alles versuchte, waren meine Hände nach zwei Stunden aufgeplatzt und bluteten vom Steinbrechen. Ich konnte meine Arbeit nicht beenden und wurde deshalb vor das Polizeigericht gebracht und wegen meiner „Weigerung" zu 14 Tagen verurteilt."

„Während dieser traurigen Pilgerfahrt wurde ich auch Zeuge folgender kleinen Scene: Um 3 Uhr ging eine noch nicht alte, blaße Frau, um deren Mund Sorge und Not Linien eingegraben hatten, auf das Feuer eines Nachtwächters zu. Ein Kind, dem das Hals-tuch eines Mannes um den Hals geschlungen war, hing an den Hüften der Frau. Die Mutter trug ein Baby in den Armen. „Wollen Sie, bitte, erlauben, daß ich mir die Hände wärme?" fragte sie den Nachtwächter. „Natürlich, Ma'am," erwiderte er gutmütig. „Hatten Sie Abendbrot?" Die Frau schüttelte den Kopf. „Der Mann ging in sein kleines Zelt und nahm aus seinem Abendbrotstorb zwei große Schnitten Brot, die er dem kleinen Mädchen einhändigte. „Sie haben doch nichts dagegen, Ma'am," fragte er, besorgt, Anstoß zu erregen. Die Frau, deren Benehmen Erziehung verriet, teilte mir mit, Sie wäre die Tochter eines

armen aber sehr stolzen Geistlichen in einem Midland-Kirchspiel. Sie kam nach London als Erzieherin und heiratete gegen den Wunsch ihres Vaters einen Handlungsgehilfen. Sie wurde verstoßen. „Niemand will verheiratete Handlungsgehilfen," sagte das arme Geschöpf, „und er konnte keine Arbeit bekommen. Schließlich wurde er Straßenreiniger. Im vorigen Winter hatte er Nachtdienst und wurde durch und durch naß. Vor einem halben Jahre starb er im Krankenhaus an der Schwindsucht. Meine Eltern wissen es nicht. Wir sind eben eine stolze Familie," sagte sie bitter. . ."

Theater.

Duntes Theater (Königstrasse). Herr Oskar Strauß, Vieltal-Komponist und Kapellmeister weiland, hat der vorgenannten Stätte eines etwas kurzatmigen Artistenruhms jüngst anlässlich seines posthainen Ausscheidens raschen Tod prophezeihen zu sollen geglaubt. Nicht allemal fiel ein „Herzog", wenn irgendetwas ein „Mantel" fällt. Totgesagte pfelegen oft noch recht lange zu leben. Und so hatte das schmutze Theaterchen dem wieder am letzten Mittwoch einen Premierenabend. Sensationelle Wirkung wird man von der „Kunst der kleinen Worte" nicht erwarten. Zunächst muß die „Wuntheit" des Gebotenen sogar die Kunst ersetzen. Diesmal servierte die Direktion nicht weniger als vier dramatische Kleinigkeiten von Georges Courteline und Marius. Ein bishigen Pitanterie, ein Bröbchen skandalstüchtiger Eifersüchtelei, vermischt mit süßholzraspelndem Flirt, geistreichem Dialog und nervenkelnden Situationsverfälschlichkeiten: das sind die Ingredienzen, welche man im „Er und Sie" und „Abergläubisch" zu kosten kriegt. Die Besoffenheits-Szene „Theodor sucht Streichhölzer" konnte nur einigermaßen durch das „Spiel" Theodors in der Person Tim Senders über ihre Langweiligkeit hinwegtäuschen. Am annehmbarsten wirkte noch „Monsieur Babin", eine Scene aus dem Bureauleben eines Ministeriums im Seinebabel. Der Witw besticht hier darin, daß der Ministerialbeamte Babin, als er wegen seines fester Dienstschwänzens wieder einmal ernstlich verwarnt und mit Entlassung bedroht wird, sein Trinterdasein in Wirtshäusern durch das winzige Monatsgehalt von 200 Franks entschuldigt glaubt und nur Vesperung verspricht, wenn er — Gehaltszulage erhält. Marcell Salzer gab den Babin und er spielte ihn vortrefflich. Auch Arthur Romanowsky (als „Er", als „Direktor" und „Ernefte") sowie Elise Gwers (Claire) und Carla Lingen („Sie") bewährten sich gemäß dem fraglichen „Geiste" ihrer Rollen. Einige durch Emil Justik wirksam vorgetragene Lieder von Kapellmeister Fritz Lehner ließen Herrn Oskar Strauß wohl vergessen. Hans Fredh heimste mit seinen „parodistischen Sätzen" viel lustigsten Beifall ein, während Marcell Salzer, unermüdlich wie immer, den Variétés-Hautgout des ganzen etwas gar zu lang ausgesponnenen Programms durch Vortrag einiger literarischer Piecen in Vers und Prosa angenehm parierte. — e. k.

Humoristisches.

— Ein Eingeweihter. Gast: „Aber ich möchte eine Kleinigkeit zu essen haben, was können Sie mir empfehlen?"
 Kellner: „Filet mit Champignon, jungen Gänsebraten, Schinken in Burgunder —"
 Gast (unterbrechend): „Ich möchte nur eine Kleinigkeit, das ist mir alles zu viel."
 Kellner: „O, glauben Sie das ja nicht!" —
 — Seufzer eines Centrumsmannes. „Dös is der Teuf: Die „guten Blätter" sand schlecht und die „schlechten Blätter" sand gut." —
 — Münchener Diät. „Du, der Wampel schaut aber gut aus, der war doch schwer krank."
 „O, der halt' sich jetzt, der trinkt abends nur mehr fünf Halbe und an Schlurle!" —

Notizen.

— Das Wiener Volksstück „Die Schröderischen" von Heinrich Schrottenbach wird am nächsten Samstagabend von dem Münchener Ensemble im Belle-Alliance-Theater aufgeführt. —
 — Die „Moderne Bühne" teilt mit, daß die Auf-führung des Stüdes „Die Episode" von Otto Niemasch (Vossing-Theater 6. Dezember, nachmittags 3 Uhr) eine öffent-liche ist. —
 — Die Morwiz-Oper veranstaltet ihre Vorstellungen im nächsten Jahre (1. Juni bis 31. August) im Berliner Theater. —
 — Das österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht hat das Gemälde „Regenstimmung" von Lesser Ury an-gekauft. —
 — Die Nationalgalerie hat das Bild „Knaben mit der Kaye" von Renoir erworben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 30. November.